

14.02.15 | Tischgespräch

"Gott? Wie schreibt man das? Ist das wichtig?"

August Zirner ist einer der besten deutschen Schauspieler. Jetzt spielt er in Amerika geborene Sohn jüdischer Emigranten in München Lessings Nathan. Eine Begegnung mit Thunfisch und Theologie. Von *Elmar Krekeler*

Der Thunfisch, das müssen wir leider gleich am Anfang gestehen, ist so ziemlich umsonst gestorben. Er stand irgendwann auf dem Tisch. Gleich nach der Vorspeisenplatte muss das gewesen sein, was wiederum eine Versammlung außerordentlich leckerer, kleiner kulinarischer Einheiten war, Hummus, Falafel. Nach dem ersten Glas Wein.

Herrlich, das alles, der Thunfisch, der eine geradezu cremige Konsistenz hatte, dieser Hummus, das Falafel. War wohl so. Wir haben alles Kulinarische irgendwie zugedeckt in der Erinnerung. Wir standen unter dem Einfluss einer seltsamen Wahrheitsdroge. Wir waren im Theater.

Da hätten wir uns auch treffen können. In Christian Stückls Münchner Volkstheater. Wo August Zirner Lessings "Nathan" spielt, in Stückls Inszenierung dieses Stücks der Stunde.

Es geht schließlich um Gotteskrieger (in dem Fall christliche), darum, was Gläubige Gläubigen in Gottes Namen antun, zu welchen Verwerfungen das führt. Wie Menschen durch vermeintliche Glaubensdinge davon abgehalten werden, das zu werden, was Gott doch eigentlich bloß von ihnen möchte – menschlich handeln nämlich.

Da wäre es allerdings ungemütlich gewesen. Kein Stuhl, kein Tisch auf der leeren Bühne, nur eine kleine Bodenwelle. Das Jerusalemer Gassengewirr, Saladins Palast – alles ein leerer Raum, in dem sich ein Gedanken- und Menschendrama entwickelt, wie es aus Lessings Schulbuchklassiker schon lange nicht mehr gemacht wurde.

Und Zirner, der den Nathan als vom Leben gebrannten, dem Leben doch sehr zugewandten, leicht tänzelnd denkenden Wahrheitssucher gibt, als ziemlich coolen Hund, hätte noch in einer sandbeigen Windjacke und Bequemschuhen gesteckt, einem Outfit für Rentner und jene, die es werden wollen.

Jetzt hier im "Schmock", in der Maxvorstadt, im besten israelischen Restaurant der Stadt, sieht er schon zirneresker aus. Ganz in schwarz, runde Brille, ein bisschen zauseliger Kopf. "Ich bin halt ein Clown", wird er nachher mal sagen. Die haben ja auch die unangenehme Eigenschaft, Wahrheiten zu wissen. Wie die Kinder. Aber die kommen im Gespräch heute nicht so vor.

Es ist ziemlich spät geworden. Am Nachbartisch lärmt sich eine Gruppe in die Nacht. Zirner ist bekannt hier. Er mag das "Schmock", weil es sich anfühlt wie ein Stück New York an der Isar. Es wirkt in der finsternen Maxvorstadt tatsächlich wie vom Himmel gepurzelt. Zirner weiß sofort, was er essen will. Kennt den Wein. Er kommt von dorthier, wo es gerade wieder Krieg gibt, vom Golan. Hinterher raucht er eine Zigarette, eine Marke, die er nur hier kauft.

Zirner ist nicht mit Lessing gequält worden in der Schule. Er hat keine "Nathan"-Reclam-Heft-Titelseiten verballhornt vor Langeweile (wir wollen da jetzt nicht ins Detail gehen).

August Zirner, Sohn eines österreichischen Musikers und Operschullehrers, der vor den Nazis geflüchtet war, 1956 in Illinois geboren, hat die ersten 17 Jahre seines Lebens in den USA verbracht. Dann Reinhardt-Seminar in Wien, inzwischen einer der meistbeschäftigten deutschen Schauspieler, bekannt von Bühne und Film und Fernsehen.

Jazzmusiker aus Leidenschaft, Flötist, Komponist. Gerade hat er den "Kleinen Prinzen" eingelesen und gemeinsam mit seinem Kumpel Kai Struwe die Musik dazu gemacht. Struwe ist Teil des Essener "Spardosen-Terzetts" (Struwe, Rainer Lipski und Mickey Nehe), mit dem

Zirner immer wieder und gerade unterwegs ist.

Der Nathan hat sich langsam angeschlichen. Seit zehn, zwölf Jahren geht er um ihn herum. Erst sollte er ihn mal als jüngeren Mann spielen, da hat er doch ein bisschen Bammel gehabt, auch vor der Unmenge an Blankversen, die ihm Lessing da aufgehalst hat. Dann war er für den Saladin, Nathans muslimischen Herausforderer im Ringen der Religionen, von dem Lessings dramatisches Gedicht handelt, vorgesehen – wollte da aber eigentlich schon lieber den Nathan machen.

Dann spielte er Saladins Operependant, den Bassa Selim in Mozarts "Entführung aus dem Serail". Es entwickelte sich eine Idee. Dann kam Christian Stückl. Sie haben geredet in Wien, ein dreiviertel Jahr ist das her, vor Pegida, vor den Anschlägen war das, vor den Diskussionen über Religion und Staat.

Sie sind den Text durchgegangen. Und dann war er Nathan. Es war das erste Mal, sagt er, dass er etwas zugesagt hat, ohne vorher die Konditionen zu klären. Die Aufführungen sind allesamt ausverkauft. Die Serie war schneller ausverkauft, als es jemals eine im Volkstheater war.

Der Thunfisch ist allerdings, man muss es wiederholen, dafür war er zu gut, zu bemitleiden. Er hatte verloren, bevor er auf den Tisch kam, hübsch mit grüner Papaya und Portulak angerichtet. Spätestens als es um die Weisheit des Nathan geht, war er das. Also gleich am Anfang, als der Wein kam. Und als es gleich darum ging natürlich, was für eine seltsame Art Weiser dieser Nathan denn ist, den er da spielt.

Weiß er auch nicht. Er hat den Text "auswendig, inwendig, umsichtig, durchsichtig und nachsichtig" sich einverleibt. Er braucht, sagt er, wohl weil er immer noch ein halber Außenseiter, ein – im eigentlichen Wortsinn – Amateur der deutschen Sprache ist und, sagt er, ständig grammatische Fehler macht (von denen im "Schmock" aber nichts zu spüren ist), er braucht länger als andere zum Lernen von Texten, was der Intensität seines Spiels aber eher nicht abträglich ist.

Er hat ein tiefes, schönes Gespräch mit einem Rabbiner geführt. Aber er weiß nicht, was für ein Nathan er ist. Er ist es halt. Nicht der Wissende, nicht der Gutmensch, den man nur allzu leicht aus dem reichen Juden machen kann. Zirners Nathan ist der Suchende, der Wissenwollende. Sein Nathan fängt die Ringparabel zum Beispiel an, den Glutkern, um den sich Lessings Menschen- und Ideendrama dreht, das Gleichnis von der Gleichheit der Religionen vor Gott, als wüsste er nicht, wie er sie zu Ende bringt.

Was soll das schon sein, Weisheit, Wahrheit? Soll ich doch sagen, wie es ist, sagt Zirner. Und überhaupt, wie ich es denn halte mit der Religion. Nathan, sagt er, und da sind sich die beiden – der Schauspieler und seine Figur – doch ziemlich ähnlich, ist einer, "der sich mehr für das Gegenüber interessiert, als für sich selber. Nee, das ist nicht ganz richtig. Er interessiert sich für das Gegenüber, um über sich selber was zu erfahren. Das Leben wird wirklich spannend."

Es wird – tut nichts, der Thunfisch wird irgendwann gegessen – ein spannender Abend. Wir stoßen an. Er weiß, ich rot. Dazu Selters von der Lahn, da komm ich her. Also erst mal ich. Hab den "Nathan" in der Klosterschule an der Lahn im Unterricht gelesen. Zweimal. Hatte nie den Eindruck, den man unweigerlich nach dem Stückl-Stück hat, dass das wirkliche Menschen sind, von dem das Aufklärungsmonster handelt.

Die Lektüre war schließlich auch und trotzdem nicht gut für meinen Verbleib im Schoß der katholischen Kirche. Am Ende geht es Nathan doch darum, dass Gott vollkommen schnuppe ist, wie sie zu ihm beten, vielleicht sogar, ob sie zu ihm beten, Hauptsache, sie sind Menschen, tun das Gute, weil sie das Gute tun wollen, weil sie erkannt haben, dass es das Gute ist, nicht um einem Gott zu gefallen.

Die Vorspeisen sind da. Und wir sind mitten im Dilemma. "Individuethik, das Gute", sagt er, es spottet ein bisschen. "Was heißt denn das? Das führt wieder zu furchtbaren Sachen. Wenn Ihre Individuethik mit meiner nicht zusammengeht, wo kommen wir denn da hin? Wer bestimmt denn, was das Gute ist? Ethik impliziert immer eine Rücksprache mit was Tieferem, was Innerem verbunden ist. Garantien gibt es da aber natürlich keine. Der Mensch ist, das hat Büchner später gesagt, ein Abgrund."

Das Tiefere. Das ist ja vielleicht noch da, sag ich. Aber das System drumherum, das musste ich irgendwann loswerden. Ein bisschen vergebliche Liebesmüh war es schon. Die Prägung wird man als Katholik nämlich nie wieder los, da kann man austreten, sooft man will.

Zirner ist nie wo ausgetreten. Musste er auch nicht. Er war gar nicht richtig drin. Übers Jüdische, sagt er, wurde zu Hause eigentlich nie gesprochen. Trotzdem seien, sagt er, gewisse Denkprozesse bei ihm schon jüdisch geprägt. "Das hat was mit Tradition, mit der Ethik, mit der Verantwortung des Geschichtenerzählens zu tun. Ich erzähle eine Geschichte, weil ich möchte, dass der, der die Geschichte hört, etwas fühlt, sich der Ahnung eines Verstehens annähert."

Etwas in ihm, sagt er, ist "zutiefst jüdisch. Aber ich bin ja – mein Vater ist Jude, meine Mutter aber nicht – nach jüdischem Gesetz gar kein Jude. Ich gehöre dazu, ohne dazuzugehören."

Das ist ja wie das Deutschsein bei ihm. "Ja, schon bitter. Immer im falschen Verein. Ein Mischling ersten Grades überall."

Die angetrunkene Reisegruppe macht sich ans andere Ende der Münchner Nacht. Sie lärmt vorbei. Man könnte noch ein Glas Wein bestellen.

Nochmal zurück zum "Nathan". Um Gott geht es ja irgendwie schon. Um Glauben. "Gott", fragt er, "wie schreibt man das? Ist das wichtig?" Naja. Für die Beurteilung eines Menschen ist das komplett unwichtig. Für den Menschen selbst kann das, kann der, kann der Glaube, den es natürlich auch ohne religiösen, also ideologischen Firlefanz gibt, schon Sicherheit geben. Mir zum Beispiel. Zirner nicht.

"Meine Sicherheit entstammt ganz anderen Geschenken. Ich habe – man könnte das für dumm, naiv oder gutgläubig halten – erstaunlicherweise ein großes Vertrauen in meine Mitmenschen. Das hat aber nichts mit Gott zu tun." Sagt er. Und wir graben uns weiter.

"Darf ich noch ein Glas Wein", fragt er. Ich frag das Nämliche zurück.

"Ich habe den schweren Eindruck", gräbt er weiter nach der Wahrheit, "dass bei all dem Grauensvollen, das auf der Welt geschieht, auch in unmittelbarer Nähe, es etwas gibt, was sagt, macht nur, aber macht es ein bisschen besser."

Aber das ist doch ungefähr das, was ... Und weiter. "Ich gehöre keiner Religion an. Ich bin nicht religiös. Bin aber weder Agnostiker noch Atheist. Der Ort, wo ich mich geistig oder spirituell befinde, hat keinen Namen. Für mich. Vielleicht hat er einen Namen und ich kenne ihn nicht. Vielleicht kennen Sie ihn und können ihn mir sagen."

Ich kenne den Namen natürlich auch nicht. Den Ort, den kenn ich schon.

"Ich bin überzeugt, dass, was ich bestimmen will, überhaupt nicht das ist, was passieren wird. Ich bin ein Ahnungsmensch, ich glaube an den Zufall." Schicksal, sagt er, solche Wortspiele macht er manchmal, klingt ihm zu sehr nach Schickse. Zufall findet er gut. "Mir fällt etwas zu, beim Sprechen genauso wie beim Musizieren. Ich liebe das. Ich kann nicht bestimmen, was mir geschieht, aber ich habe eine Verantwortung für das, was ich daraus mache."

Die Musik verändert sich. Lounge geht. Ein Paso doble hüpf vorbei. Dazu könnte man schön was machen, sagt er. Das kann er nicht abschalten. Da hätte er jetzt gern seine Flöte dabei. Auch das ist eine Prägung.

Da fällt ihm András Schiff ein. Der ungarische Pianist. Den kennt er ganz gut. Da darf er bei den Salzburger Konzerten in die Generalprobe, wenn Schiff mit seiner Camerata spielt. "Und da hab ich Pausen gehört", sagt er, "eine Stille, in der Raum und Zeit aufgehoben war. Okay. Solang es András Schiff gibt, glaube ich an Gott."

Darum brauchen wir jetzt auch gar keine Glaubenskriege zu führen. Darauf können wir uns einigen. Möge er lange leben. Dieser unser Gott. Der andere auch. Wenn es ihn denn gibt.

© WeltN24 GmbH 2015. Alle Rechte vorbehalten

MEINE WELT

Erleben Sie die WELT-Journalisten live

Mehr erfahren »